Communicatio Socialis 30 (1997), Nr. 1: 74–84
Quelle: www.communicatio-socialis.de

Literatur-Rundschau

Eckhard Bieger, Religiöse Rede im Fernsehen; Köln: Katholisches Institut für Medieninformation 1995, 503 S./29,80 DM

„Das Fernsehen ist religiöser, als Kirchenleute es ihm zutrauen" (9). Diese Erfahrung ist für Eckhard Bieger, den langjährigen Beauftragten der Katholischen Kirche beim ZDF, der Ausgangspunkt einer wissenschaftlichen Arbeit, in der er nachzuweisen versucht, daß nicht nur einige spezifische, den kirchlichen Kommunikationsstrukturen entlehnte Sendeformen im Fernsehen, wie etwa die Gottesdienstübertragung, geeignet sind, religiöse Inhalte zu transportieren, sondern prinzipiell keine Sendeform (Talkshow, Fernsehspiel, Serie usw.) ausgeschlossen ist. Bieger geht sogar noch weiter, indem er behauptet, „daß die Breite der für das Fernsehen entwickelten Sendeformen notwendig ist, um in diesem Medium religiöse Rede adäquat zu realisieren" (206).

In fünf theoretischen Kapiteln entwickelt Bieger seine These: Kapitel 1 (11-26) ist einführender Art und stellt die „Religiöse Rede als Untersuchungsgegenstand" vor. In Kapitel 2 (27-38) setzt sich der Autor mit der These Hans Wagners auseinander, das Fernsehen sei ein prinzipiell zur religiösen Rede ungeeignetes Medium, da religiöse Rede ein „Lehrgespräch" sei, das Fernsehen jedoch das „Zeitgespräch" führe. Nach einer Darstellung der Argumentation Wagners formuliert Bieger drei Einwände, die zu dem Ergebnis führen, daß a) Zeit- und Lehrgespräch nicht grundsätzlich und eindeutig voneinander trennbar seien und daß b) in der christlichen Tradition religiöse Rede beide Aspekte, Zeitgespräch und Lehrgespräch, beinhalte.

In den Kapiteln 3 und 4 entfaltet Bieger seine eigentliche Argumentation. Ausgangspunkt ist dabei die Darstellung der kirchlichen Kommunikationsverhältnisse, um von dort her „Kriterien und Kategorien zu formulieren, die möglicherweise das Spektrum religiöser Sendeformen erweitern" (14). Kapitel 3 beschreibt demzufolge „das Verständnis religiöser Kommunikation, das die christliche Tradition entwickelt hat" (39-102). Die Beispiele christlicher Kommunikationsformen zählt Bieger recht additiv auf: das Lehrgespräch innerhalb der christlichen Gemeinschaft, die öffentliche Rede, Gottesdienst und Zeichenhandlung, Unterricht und Katechese, Briefe und Konzilien, Architektur, Theater und Katholikentage. Diese Vielzahl der Kommunikationsformen sei geeint durch eine eruierbare

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

„theologische Theorie der religiösen Rede" (86-102), die vor allem auf strukturelle Merkmale der Kommunikation abziele. Zu nennen sei etwa die Orientierung an einer Botschaft (Offenbarung); die besondere Zeitstruktur, die den Hörer in seiner Jetztzeit anspricht und gleichwohl Zukunftsperspektive habe; der Anspruch auf Universalität sowie die Dynamik in Richtung einer Veränderung der sozialen Verhältnisse (vgl. 101f.). Für die religiöse Rede im Fernsehen zieht Bieger die Konsequenz: „Vom Selbstverständnis der christlichen Religion ist keine Sendeform von vorne herein ausgeschlossen" (102). Die Theologie selbst könne aber, so Bieger weiter, keine weiteren Aussagen über das Spezifische „religiöser Rede" machen; dazu bedürfe es der Hilfe anderer Wissenschaften, insbesondere der Literaturwissenschaft und der Sprachphilosophie.

Dieser „Beschreibung religiöser Kommunikation mit sprachwissenschaftlichen Kategorien" widmet sich Bieger in Kapitel 4 (103-200). Als Ergebnis der Bibelwissenschaft (4.1, 105-117) hält er fest, daß für die jüdisch-christliche Tradition eine Vielzahl literarischer Formen offensichlich notwendig war, um die religiöse Botschaft weiterzugeben. Entsprechend bedeute dies für die religiöse Rede im Medium Fernsehen, „daß auch hier eine Vielfalt von Formen möglich und notwendig ist, um die ‚Botschaft' der Religionsgemeinschaften und Kirchen zu vermitteln" (116). Einen sehr wesentlichen Beitrag für das Verständnis religiöser Rede bietet sodann die Sprachphilosophie (4.2, 118-154). Sie verweist einerseits auf die Bedeutung der ‚Verwendungssituation' als Kriterium für die Religiosität einer Rede. Das entscheidenden Kriterium formuliert Bieger aber sodann im Anschluß an Ephrem-Josef Bucher. Danach mache weder die Differenzierung nach Inhalten noch die Unterscheidung zwischen Verkündigung und Journalismus das ‚Religiöse' einer Rede (oder eines Fernsehbeitrags) aus, sondern einzig die Frage, inwieweit die Rede zu verstehen sei als „Vermittlung und Explikation religiöser Ursprungssituationen" (155 und in ähnlicher Weise öfter). Der Begriff der ‚religiösen Ursprungssituation', der im folgenden zum Zentralkriterium avanciert, wird definiert als die „Erfahrung des Überwältigtwerdens" (132), „des Unheimlichen, des Außergewöhnlichen" (134). Typische Erscheinungsweisen dieser Erfahrung seien Ungerechtigkeit, Leid, Sinnlosigkeit oder Lebenskrisen. In der religiöser Rede würden diese Erfahrungen transzendent gedeutet und in den Sinnhorizont Gottes gestellt. Dabei komme vor allem dem Genre ‚Erzählung' (Evangelium) große Bedeutung zu, wie Bieger anhand biblischer Beispiele ausführlich nachweist (158-200).

Kapitel 5 (201-218) faßt in 36 Thesen die in vorherigen Ab-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

schnitten entwickelten Kategorien und Kriterien zusammen. Entscheidend scheinen mir dabei: „5: Die Dynamik der Religion, auch der christlichen, wird nicht ausgeschöpft, wenn allein kirchliche Kommunikationsformen in das Medium übertragen werden, sondern erst, wenn fernsehtypische Sendeformen für die religiöse Rede genutzt werden ... 13: Der Bezug zu religiösen Ursprungssituationen spezifiziert religiöse Rede ... 15: Die Bezugnahme auf religiöse Ursprungssituationen geschieht im Medium der Erzählung ... 21: Der Bezug zur Transzendenz wird durch verschiedene erzählerische Mittel dargestellt (...) Die Darstellungsmittel der mündlichen bzw. schriftlichen Überlieferung müssen in das Filmmedium transformiert werden ... 24: Religiöse Sendungen haben auch die Funktion, individuelle religiöse Erfahrungen zu erschließen und zu deuten ..." Mit diesen und weiteren Thesen hat der Autor einen Maßstab geschaffen, um Fernsehsendungen oder -beiträge unterschiedlichster Art und Sendeform als religiöse Rede zu qualifizieren.

Den Praxistest tritt Bieger in Kapitel 6 an, in dem er „Beispiele religiöser Rede im Fernsehen" (217-417) vorstellt. Er differenziert seine Darstellung dabei in neun verschiedene Genres aus: Sendeformen, die kirchliche Kommunikationsformen im Fernsehen wiedergeben (Gottesdienste, Meditationen u.a.), Sachliche Berichterstattung, Portraits, Erzählende Formen (Spielfilme, Serien u.a.), Talkshows, Religiöses Lehrgespräch, Beratungssendungen, Videoclips und Werbespots. Innerhalb der Genres führt er einzelne Sendungen an, analysiert sie in medienwissenschaftlicher und filmischer Sicht und kommt so zur Bewertung ihrer „Religiosität". Dabei zeigt sich, daß die Fülle der formulierten Kriterien nur bedingt einen „Maßstab" im intersubjektiven Sinne bieten. Die Bewertung erfolgt im wesentlichen auf einer populär nachvollziehbaren Ebene, wobei das Hauptanliegen der Arbeit deutlich wird: Religiöse Rede im Fernsehen kann nicht eingeschränkt werden auf bestimmte althergebrachte, sich aus kirchlicher Kommunikation herleitende Formen. Prinzipiell haben alle denkbaren Sendeformen „die Potenz, religiöse Rede zu realisieren" (413). Der Arbeit kommt das Verdienst zu, diese schon lange im Raum stehende These argumentativ und empirisch zu untermauern.

Susanne Kampmann

Martin Ammon und Eckart Gottwald (Hg.), Kino und Kirche im Dialog, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1996, 209 S.

Ein Jahr nach dem 100. Geburtstag des Films und dem 50-jährigen Jubiläum evangelischer Filmarbeit bietet dieser Aufsatzband einen informativen und anregenden Überblick über die

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

spannungsvolle Beziehung von evangelischer Kirche und Kino seit 1945. Das Buch entwirft kein Zwiegespräch zwischen Theologie und Filmkritik, wie der Titel suggerieren könnte. Vielmehr reflektieren die einzelnen Beiträge aus kirchlicher Perspektive das Verhältnis von Filmästhetik und Religion und dokumentieren die Vielfalt evangelischer Filmarbeit.

Zum Auftakt präsentiert Martin Ammon, Filmbeauftragter des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), phänomenologische Betrachtungen zur Kunst und Rezeption des Films (9-18). Er geht davon aus, daß der Film als autonomes Medium wahrzunehmen ist, das sich in Nähe und Distanz zur christlichen Religion befindet. Von dieser Position, die programmatisch für den gesamten Band ist, plädiert Ammon für das Gespräch zwischen Kirche und Kino.

Auf die Frage „Was ist das Kino?" konzentriert sich Karsten Visarius, Leiter des Film- und AV-Medienreferats des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP). Er skizziert sowohl Aspekte der „Sprache des Films" (19-32) als auch klassische und aktuelle filmtheoretische Perspektiven.

Der innovativste Beitrag des Bandes beschließt die theoretischen Reflexionen. Der Religionspädagoge Eckart Gottwald stellt die These auf, daß - in einer Zeit, in der die institutionalisierte Religion an Attraktivität verliert - gerade die populären Unterhaltungsfilme religiöse Botschaften vermitteln und inszenieren (34-53). Er kritisiert, daß die Kirche von Beginn der Filmgeschichte an bis heute den Unterhaltungsfilm einseitig als Massenverführung und Religionsersatz wahrgenommen hat und nur „ethisch wertvolle Werke" akzeptiert. Gottwald versucht dagegen, Kinobesuch und Filmerlebnis als Spiel und Filmgeschichten als moderne Mythen in den Blick zu nehmen. Die Lust an Unterhaltung bringe die Suche nach Identität zum Ausdruck - und enthalte damit auch eine religiöse Dimension. Das spannungsvolle Nebeneinander von Film und Religion fordere dazu heraus, „die Bilder und Mythen der Unterhaltung theologisch zu durchleuchten und die Geschichten der Glaubensüberlieferung kreativ ‚weiter-zuspielen'" (50).

Die folgenden Beiträge stellen Geschichte und Konzepte von Einrichtungen und Projekten vor, die sich um den Dialog von Kino und Kirche bemühen. Sie informieren über das Selbstverständnis der „Jury der Evangelischen Filmarbeit" und ihre Auswahlkriterien für den „Film des Monats" (54-68), über das Interesse der „Filmgespräche", die jährlich in der Akademie Arnoldshain stattfinden (70-79), über lokale Projekte der Zusammenarbeit von Kino und Kirche (80-96) und über die kirchliche Mitarbeit in der „Freiwilligen Selbstkontrolle der Filmwirtschaft" (FSK) (98-114). Sie schildern die Entwick-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

lung der evangelischen Filmpublizistik (115-136), die Arbeitsweise der landeskirchlichen Medienzentralen und die kirchliche Filmarbeit in der DDR (138-152), die entwicklungsbezogene kirchliche Filmarbeit (153-182) und die 40-jährige Geschichte von „Interfilm", einer ökumenischen Jury, die auf internationalen Filmfestivals Preise verleiht (183-206).

Die Herausgeber stellen eine Pluralität von theologischen und praktischen Zugängen zum Kino vor. Und doch wären Beiträge denkbar, die diese Vielfalt überschaulich analysieren. Zudem werden nicht alle lokalen Projekte aufgeführt. Aber das Buch versteht sich selbst, wie das Vorwort mitteilt, als Fragment. Als solches ist es unerläßlich für alle, die am Gespräch zwischen Kino und Kirche interessiert sind. Im Sinne des Buches ist zu hoffen, daß die Kirche das Gespräch mit dem Kino nicht abreißen läßt. Wenn sie im Alltag von Menschen relevant sein will, sollte sie es vielmehr vertiefen - auch mit neuen Perspektiven und Ideen.

Stefan Wolf

Jörg Requate, Journalismus als Beruf. Entstehung und Entwicklung des Journalistenberufs im 19. Jahrhundert. Deutschland im internationalen Vergleich (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Bd. 109), Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1995, 500 S.

Journalismusforschung hat z.Zt. einen Boom. Entgegen allen dem Wissenschaftsgehabe anhaftenden Mangel-Feststellungen (dies oder jenes sei „überhaupt noch nicht" oder jedenfalls zu wenig erforscht) habe ich den Eindruck, daß die Journalisten über kurz oder lang zu den besterforschten Berufsgruppen gehören werden. Das gilt für die synchronische Erforschung des Metiers ganz besonders; aber es gilt auch für die historische Durchleuchtung. Auf diesem Feld ist die Arbeit von Jörg Requate ein besonders solides Stück Arbeit. Sie stammt aus der Sozialgeschichte und beruht auf einer von Jürgen Kocka an der FU Berlin betreuten Dissertation. Von der Breite des Ansatzes, der Durchdringung der Materie, aber auch von der Fülle der investierten Forschungsarbeit her gehört sie (zugegeben: für meinen Geschmack) zu jener Sorte von Dissertationen, denen man wünschen möchte, sie würden zugleich als Habilitationsschrift angenommen. Wofür sonst bei journalismushistorischen Arbeiten oft noch der alte Baumert von 1928 herangezogen werden mußte, dafür haben wir jetzt eine den Maßstäben moderner sozialgesichtlicher Forschung entsprechende Quelle, die nicht zuletzt dank des dreifach ansetzenden Registers (Personen, Zeitungen, Sachen) eine relativ leicht erschließbare Fundgrube für weitere Forschungsarbeit, aber auch für neugierige Blätterer ist.

Auf das „Fundgrube" nicht

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

geringschätzig klinge, seien sofort drei Aspekte gewürdigt: (1) der ehrgeizige komparatistische Ansatz, der uns in nuce Journalismus-Geschichten der USA, Englands und Frankreichs aufbereitet; (2) die stringente Gliederung und (3) die Lesbarkeit, in der sich ein guter Stil mit hoher Anschaulichkeit trifft.

Wissenschaftlich ist die Breite des theoretischen Ansatzes bemerkenswert, genauer gesagt: die Bereitwilligkeit des Autors, sich von einer Vielzahl von theoretisierenden Ansätzen (Einleitung, Abschnitt 2) anregen zu lassen, anstatt sich ohne lange Vorrede aufs hohe Roß des zünftigen Historikers zu setzen. Kommunikationswissenschaft und die noch raren und jungen Ideen zur Entwicklung einer „Kommunikationsgeschichte" (21ff) finden dabei kritischen Respekt; als drei Bereiche, aus denen Forschungsansätze für die Untersuchung der Sozial- und Berufsgeschichte des Journalisten zu gewinnen seien (23), stellt Requate die Professionalisierungsforschung, die Studien zum Strukturwandel der Öffentlichkeit und die Berufs- und Sozialgeschichte im Rahmen der „Kommunikationsgeschichte" vor.

Das Buch gliedert sich - nach der Einleitung - in die Teile A (USA, England und Frankreich: Unterschiedliche Vergleichsperspektiven) und B (Deutschland). Die Kapitelgliederung von A befaßt sich (I) mit USA und England (relativ und offenbar notgedrungen knapp) und Frankreich (II); die von B mit folgenden Beobachtungsfeldern: Nachrichtenübermittlung und Nachrichtenbewertung wachsen zusammen und führen zur Entstehung eines neuen Berufs (I); Sozialgeschichte des Journalistenberufs (soziale Grundlagen, biographische Dimension, soziale und ökonomische Modalitäten der Berufsausübung, Journalistenvereinigungen, gesellschaftliche Lage des Standes am Ende des 19. Jahrhunderts) (=II); Rolle des Journalisten im Prozeß der öffentlichen Kommunikation, wobei besondere Aufmerksamkeit der Situation des Journalisten zwischen Information, Propaganda und Kritik gewidmet wird (III). Dieser letztgenannte Aspekt - die zugrundeliegende Dissertation hat den Titel „Kritik, Propaganda, Information" - findet Requates besondere Aufmerksamkeit. Auf die Situation in den Vergleichsländern rekurrierend, beschreibt er den deutschen Journalisten als einen, der weder der in den USA gängigen Zielvorgabe („Jagd nach jeder Art von Informationen") huldigt noch die (m.E. durchaus fragwürdige) Position mancher französischer Journalisten erreicht: die der „aktiven Teilnahme an den politischen Auseinandersetzungen", wobei die deutschen Journalisten, so auch unsere Sicht der Dinge, eigentlich eine ähnliche Rolle wie die (wenigen führenden) französischen hätten spielen mögen. Der schon in den 1920er Jahren von E. Dovifat aufs Podest gehobene „Gesinnungs-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

journalismus" war eines der Resultate, und er ist - in guter wie in unerfreulicher Ausprägung - in Deutschland, übrigens auch in Österreich und selbstverständlich in der Schweiz, nie ausgestorben: mit der angelsächsischen Wachhund-Rolle läßt sich die des Missionars wie jene des Oberlehrers gut vereinen.

Im gleichen Kapitel III.3 finden wir auch Belege dafür, daß die existenziell wichtige Rolle der Information keineswegs verkannt, sondern gerade bei den führenden Blättern in der Zielhierarchie weit oben plaziert wurde. In diesem Zusammenhang werden Abhängigkeiten beleuchtet: Quellensichere Informationen „von oben" waren im 19. Jahrhundert knapp, und ihr regelmäßiger Fluß mußte durch Wohlverhaltenszusagen erkauft werden. Das war damals nicht viel anders als heute. Nur wurden früher die Zusagen in unverblümter Form verlangt (z.B. 329).

Neu vorgestellt und mit anschaulichen Belegen ausgestattet wird das Feld der journalistischen Berufswahl und sein Gegenstück, die Rekrutierungspolitik der Verlage/Redaktionen, und zwar in Zusammenhang mit der für das 19. Jahrhundert mehrfach überlieferten Pauschalbehauptung, der Journalismus sei ein „Auffangbecken für Gescheiterte" (Kap. II.2). Es war auch bisher nicht unbekannt, überrascht jedoch in der hier präsentierten Konzentration, daß der Beruf damals viel stärker durch-akademisiert war als heute. Erst gegen Ende des Jahrhunderts sei der Anteil der Nicht-Akademiker auf 20 Prozent gestiegen (146), die Entakademisierung habe „erst später als vermutet" (?) eingesetzt (156). Allerdings gibt es hier, obwohl Requate versucht hat, von einer im Rahmen des Möglichen breiten Quellenbasis auszugehen, ganz erhebliche, den Wert der Befunde einschränkende Quellenprobleme.

So weist er selber darauf hin, daß Spartenbildung und wohl auch die erstarkende sozialdemokratische Presse Kanäle für den Nicht-Akademiker-Zugang waren. Aber auch das Aufblühen der Generalanzeiger und besonders der kleinen und kleinsten Lokalzeitungen dürfte die Statistik stärker verändert haben, als man aus diesen Abschnitten bei Requate den Eindruck bekommen kann. Wie genau er die Lage zu analysieren bemüht ist, zeigen z.B. die Übersicht über die Zusammenhänge zwischen akademischem Studienfach und der Berufswahl Journalismus und die in diesem Zusammenhang angestellten Überlegungen zum heute wieder aktuellen Thema der überfüllten Berufsfelder („Lehrerschwemme", „Juristenschwemme") und des daraus angeblich resultierenden Überschwappens verhinderter Lehramtsabsolventen in den Journalismus (161ff).

Zu den berufsgeschichtlichen Stereotypen gehört neben den „gescheiterten Existenzen" auch das Klischee von den „Hunger-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kandidaten" (Wilhelm II.), also der schlechten Bezahlung. Requate trägt eine Fülle von Material zusammen (209ff), aus dem man die Summe ziehen kann, daß (angestellte) Journalisten, wenn die Zeitungen wenigstens mittelgroß waren, nicht gar so schlecht verdienten: mehr als Gymnasiallehrer und weniger als Universitätsprofessoren, bei den führenden Blättern aber auch damals schon deutlich mehr als Professoren.

Die katholische Presse wird als Quellen-Sektor ziemlich häufig herangezogen. Das liegt einerseits daran, daß sie ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland eine alles in allem erstaunliche Entwicklung nahm, andererseits an dem aus der binnenkonfessionellen Kritik erwachsenen permanenten Selbstgespräch über ihre Sinnhaftigkeit wie über ihre Erfolge/Mißerfolge, und zum dritten an der Tatsache, daß sie relativ gut erforscht ist. Requates Studie ist schließlich, ungeachtet ihres sozialgeschichtlichen Charakters, ein Denkanstoß für die heutige Journalismus-Diskussion, wie sie politologisch und/oder kommunikationswissenschaftlich geführt wird: daten- und faktenreich, auf beiden Seiten, Theorie wie Praxis, nicht ideologiefrei, häufig aber frei von historischen Kenntnissen über jenes seltsame Tätigkeitsfeld, das wir Journalismus nennen und das sich, eben aufgrund seiner Geschichte, nicht in Schubladen ordnen läßt.

Michael Schmolke

Kurzbesprechungen

Mediendienstleistungs-GmbH (Hrsg.), Stylebook: Aus der Praxis für die Praxis. Hilfen für den Redaktionsalltag, 42 S./32,30 DM (Direktbezug: MDG, Dachauer Str. 50, 80335 München)

Diese praxisorientierten Tips sind ein Ergebnis der Umsetzungsbemühungen zur Verbesserung der Bistumspresse, die sich aus den Markt- und Funktionsanalysen 1994/95 ergeben haben (vgl. ComSoc 2/96). Sie wurden in sieben Seminaren mit Vertretern aus 24 Redaktionen und Verlagen, die von vier Fachleuten aus der säkularen Presse begleitet wurden, erarbeitet und von Hartmut Paeffgen zu einer Handwerkshilfe zusammengestellt.

Die Tips und Hinweise zur inhaltlichen Gestaltung und vor allem zum Layout gehören zu den Grundregeln des journalistischen Handwerks und sind in dieser knappen Zusammenfassung auch hilfreich für jeden (insbesondere jüngeren) Journalisten, zumal kommentierte Beispiele die Tips anschaulich illustrieren.

Im Grunde ist das Heft aber mehr als ein „Stylebook", denn es geht aus von dem, was die Amerikaner „mission" nennen und was für uns eine doppelte Bedeutung hat. Die Erkenntnis ist da: Im Wettbewerb mit den anderen Medien, vor allem im Printbereich, müssen Bistumszeitungen einen „exklusiven Informationswert und

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

Zusatznutzen" bieten; und um auch die mittlere Lesergeneration zu erreichen, müssen sie „glaubwürdig" sein, d.h. deren Fragen offen diskutieren: „Es ist besser und glaubwürdiger, auch innerkirchlich umstrittene Fragen kompetent und umfassend in der Kirchenzeitung zu begleiten, als dies in falsch verstandener Zurückhaltung oder aus Bequemlichkeit nur den säkularen Medien zu überlassen". Ob diese Auffassung von allen Beteiligten einschließlich bischöflicher Herausgeber geteilt wird?

Das Rüstzeug für die journalistische Verwirklichung liegt jedenfalls mit dieser „Hilfe" vor.

F. O.

Johann Gregor Breuer, Was für Jahre! Lebenserinnerungen, hg.v. Klaus Goebel, Dortmund: Selbstverlag der Dortmunder Gesellschaft für Schulgeschichte 1995, 298 S.

Johann Gregor Breuer (1821-1897) war jener Volksschul-Hauptlehrer, der 1846 in Elberfeld einen Gesellenverein katholischer Ausrichtung gründete, den der 1845 in Elberfeld als Kaplan eingesetzte Adolph Kolping ab 1847 zum Katholischen Gesellenverein ausbaute; das funktionierte erst so richtig, nachdem Kolping sich 1849 nach Köln, also in einen Zentralort, hatte versetzen lassen. Breuer hatte 1889 eine rund 570 handschriftliche Seiten umfassende „Autobiographie" geschrieben, die als Textgattung ebensogut den Memoiren zugerechnet werden könnte. Das Manuskript hat sich glücklicherweise im Familienbesitz erhalten, und ich erinnere mich noch gut einer Reise nach Wuppertal, Anfang der 60er Jahre, wo ich mit freundlicher Genehmigung der Familie Schmitz-Teske den Text durcharbeiten konnte.

Das war damals nicht selbstverständlich, denn zwischen den Breuer-Anhängern und der Zentrale des Kolpingwerkes in Köln herrschten gespannte Verhältnisse: Breuer klagt in seiner Autobiographie darüber, daß Kolping, nachdem die Vereinsidee sich als praktikabel erwiesen hatte und schließlich zu großem internationalen Erfolg zu werden begann, seine Ur-Idee nicht hinlänglich gewürdigt habe. Diesem Versäumnis ist m.E. durch mehrere wissenschaftliche Studien (darunter besonders Rudolf Vitus 1934) abgeholfen worden. Hans-Joachim Kracht hat in seiner Kolping-Biographie von 1993 (vgl. meine Rezension in ComSoc 1995, 214-217) den Breuer Text als „von Apologetik und Resignation geprägt" bezeichnet. Da ist etwas Wahres dran. Aber es ist ein aufschlußreicher, interessanter, wenn auch manchmal etwas weitschweifiger Text, - ein Dokument für die sozialgeschichtliche Forschung. Klaus Goebel hat es jetzt kritisch ediert und mit einer kundigen Einführung (leider auch nicht ohne Spitzen) versehen.

Für die Publizistik erfahren wir

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY

kaum neue Sachverhalte, aber wir lernen: Eine gute Idee (deren Kern in diesem Falle unbestritten J. G. Breuer zu verdanken ist) braucht öffentliches Geschrei, wenn aus ihr etwas wachsen soll. Kolping war einer der ersten, der dieses Metier, das wir heute Öffentlichkeitsarbeit nennen, ziemlich perfekt beherrscht hat. Breuers Erinnerungsbild trägt wesentlich dazu bei, diesen typischen Ablauf moderner Kommunikation an einem historischen Fall durchschaubar und verstehbar zu machen.

M. Sch.

Klaus Beyrer/Martin Dallmeyer (Hg.), Als die Post noch Zeitung machte. Eine Pressegeschichte, Frankfurt/Gießen: Deutsches Postmuseum/Anabas 1994, 207 S.

Hinter dem gemütlich klingenden Titel „Als die Post noch Zeitung machte" verbirgt sich eine Art Ausstellungskatalog, jedenfalls eine Publikation anläßlich der gleichbetitelten Ausstellung, die vom 9. Juni bis zum 4. September 1994 im Deutschen Postmuseum in Frankfurt/M. zu sehen war. Der mit zahlreichen einschlägigen Illustrationen ausgestattete Band enthält eine Mischung von wissenschaftlichen Aufsätzen (u.a. von Johannes Weber, Holger Böning, Martin Welke und Jürgen Wilke) und Aussagen von Zeitgenossen (u.a. Matthias Claudius, Wilhelm Busch, Theodor Fontane) über die Zeitung. Der wichtigste Beitrag (von J. Weber) unter dem etwas weitschweifigen und den Kern seines Inhalts nicht bezeichnenden Titel „Die Novellen sind einer Öffnung des Buches der ganzen Welt. Die Entstehung der Zeitung im 17. Jahrhundert" (15-25) berichtet in anschaulicher, allgemeinverständlicher Form von der Vorverlegung eines berühmten Premieren-Datums. Galt bisher das Jahr 1609 als Datum des Eintritts des Mediums Zeitung in die Weltgeschichte - und dies gleich im Doppelpack: „Aviso" in Wolfenbüttel und „Relation" in Straßburg -, so müssen wir uns seit einigen Jahren daran gewöhnen, das Jahr 1605 als das Startjahr der „Relation" zu sehen. Johann Carolus, nachgewiesener Drucker und Verleger der überlieferten Ausgabe der 1609-„Relation", hatte die „Wochentlichen gewissen avisen" schon an sich gebracht, bevor er 1605 an den Rat der Stadt Straßburg das Gesuch richtete, die bislang handschriftlich verbreiteten Meldungen, „Dieweil es aber mit dem Abschreiben langsam Zugangen", fortan „Inn meiner Truckerey dieselbigen setzen, ufflegen und trucken laßen" zu dürfen. Ein gedrucktes Exemplar, älter als 1609, ist noch nicht gefunden worden, aber das Projekt „periodisches Druckwerk" stammt nachweislich aus dem Jahr 1605, bis noch frühere Quellen auftauchen.

Ob allerdings „die Post" jemals „Zeitung machte", sei dahinge-

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access -

stellt; es waren wohl eher die Postmeister, die einen reichen Informationszufluß hatten. Ob sie es mit dem Briefgeheimnis immer ganz genau genommen haben?

M. Sch.

https://doi.org/10.5771/0010-3497-1997-1-74 https://www.inlibra.com/de/page/agb - Open Access - (cc) BY